

Unverkäufliche Leseprobe



Bart Somers

Zusammen leben

Meine Rezepte gegen Kriminalität und Terror

2018. 217 S. Klappenbroschur.

ISBN 978-3-406-72040-6

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/5809>

C·H·Beck

PAPERBACK

Bart Somers

Zusammen leben

Meine Rezepte gegen Kriminalität
und Terror

*Aus dem Niederländischen
von Gerd Busse*

C.H.Beck

Titel der Originalausgabe:

Samen leven

Een hoopvolle strategie tegen IS

Erschienen bei: Uitgeverij Houtekiet, Antwerpen

© 2016 Bart Somers

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie, Christian Otto

Umschlagabbildung: © AIKON Producties

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 72040 6

www.chbeck.de

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe	9
<i>Einleitung</i> – Lehren aus der Vergangenheit	13
<i>Kapitel 1</i> – In den Fängen des Terrors	25
<i>Kapitel 2</i> – Die Anziehungskraft des IS	33
<i>Kapitel 3</i> – Prävention: Broken Windows 2.0	47
<i>Kapitel 4</i> – Sicherheit erhöhen	67
<i>Kapitel 5</i> – Eine inklusive Gesellschaft	89
<i>Kapitel 6</i> – Eine aktive Bürgerschaft	111
<i>Kapitel 7</i> – Diskriminierung	139
<i>Kapitel 8</i> – Der Islam	151
<i>Kapitel 9</i> – Gendergerechtigkeit	181
<i>Kapitel 10</i> – Segregation	195
<i>Schluss</i> – Eintracht schafft Macht	213

*Für Jan Somers,
den Onkel, den ich nie kennengelernt habe,
gestorben in Uniform am 4. Oktober 1944.
Er war 15 Jahre alt.*

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Mechelen ist eine Stadt im Norden Belgiens, eine flämische Stadt mit einer reichen historischen Vergangenheit. Im 15. und 16. Jahrhundert war sie die Hauptstadt der sogenannten *Lage Landen*, also im Wesentlichen des Gebiets, das das heutige Belgien, die Niederlande, Luxemburg und Nordfrankreich umfasst. Ihre Straßen und Plätze werden gesäumt von herrlichen gotischen, Renaissance- und Barockgebäuden: Kirchen, Klöstern, Stadtpalästen und reichen Bürgerhäusern.

Im 19. Jahrhundert war Mechelen eine der ersten industrialisierten Städte Flanderns. Ihre wirtschaftliche Dynamik erhielt einen neuerlichen Impuls, als sich ab den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts multinationale amerikanische Konzerne in ihr niederließen. Die traditionelle Möbelindustrie verschwand, doch neue Unternehmen der Fertigungsindustrie sorgten dafür, dass die Arbeitslosenzahlen nicht allzu sehr anstiegen.

Parallel zur wirtschaftlichen Globalisierung setzte in den Sechzigerjahren die Migration ein. So wie in vielen anderen westeuropäischen Städten änderte sich auch in Mechelen die Zusammensetzung der Bevölkerung dramatisch – ich kann mich noch gut an das «weiße», monokulturelle Mechelen meiner Kindheit erinnern. Das änderte sich Anfang der Siebzigerjahre, als eine wachsende Zahl von Marokkanern zu uns kam. Ihnen folgten in den Neunzigerjahren Menschen aus Osteuropa, dem Balkan und dem Kaukasus sowie Christen aus der Türkei. Nach der Jahrtausendwende kamen dann Menschen aus aller Welt: aus Schwarz- und Westafrika, aus Afghanistan, dem Nahen Osten sowie, seit Kurzem, zunehmend Informatiker aus Indien. Aktuell hat ein Drittel der Mecheler einen Migrationshintergrund, bei den Kindern ist es sogar die Hälfte. In unserer Stadt leben Menschen aus mehr als 130 Nationen. Die Welt ist bei uns zu Hause.

Diese Migration brachte neue, eindrucksvolle Herausforde-

rungen mit sich. Die lokale Politik war darauf nicht vorbereitet und steckte – wie an so vielen anderen Orten auch – über Jahrzehnte hinweg den Kopf in den Sand. Oft war sie verblendet durch ideologische Kurzsichtigkeit, sodass die Linke in den Migranten nur Arme und die Rechte nur eine Gefahr sah. Dies führte zu einer Sozialpolitik, die die Armut zementierte, und zu einer gescheiterten Sicherheitspolitik.

Die Folgen waren dramatisch. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war das einst so stolze Mechelen die kranke Schwester unter den flämischen und sogar unter den belgischen Städten. Einem Verbrauchermagazin zufolge hatten wir die dreckigsten Straßen, laut den nationalen Polizeistatistiken nahm die Stadt bei der Straßenkriminalität einen Spitzenplatz ein. Die Einwohnerzahl ging zurück, die Mittelschicht zog weg, und ihr Platz wurde von noch mehr Armut eingenommen. Ein Drittel der Geschäftslokale stand leer, die Stadtteile mit einem hohen Anteil an sozialem Wohnungsbau verwarhlosten zunehmend, und die Schulen standen ohne ausreichende Mittel da.

Mechelen liegt innerhalb der sogenannten «Flämischen Raute», dem urbanen Herzen Belgiens. Zwischen Antwerpen im Norden und Brüssel im Süden – beide kaum 25 Kilometer von Mechelen entfernt – ist unsere Stadt Teil der großstädtischen soziokulturellen Realität.

Die Menschen waren wütend und wollten Veränderung. Auf dem Nährboden dieser Frustrationen hatte sich die rechtsextreme flämische Regionalpartei Vlaams Belang mit rund 30 Prozent der Wählerstimmen zur größten Partei entwickelt. Doch die Partei Vlaamse Liberalen en Democraten, kurz VLD, bot mit einer Liste junger Kandidaten, die fest entschlossen waren, die Probleme anzupacken, eine demokratische Alternative zu diesem Wunsch nach Veränderung. Die VLD, zu der auch ich gehörte und noch gehöre, gewann die Wahlen, und am 1. Januar 2001 wurde ich zum ersten liberalen Bürgermeister Mechelens seit über hundert Jahren.

Inzwischen sind siebzehn Jahre vergangen, und ich darf die Stadt noch immer regieren. Im vergangenen Jahr wurde ich von der City Mayors Foundation sogar zum «World Mayor» gewählt, zum «besten Bürgermeister der Welt». Die Auszeichnung kam völlig überraschend, da es sich bei den Städten der vorherigen Preisträger – Kapstadt, Mexiko-Stadt, Bilbao und Calgary – schließlich um Metropolen handelt, die einer ganz anderen Größenordnung angehören als unsere mittelgroße Stadt mit ihren 86 000 Einwohnern.

Es gab, glaube ich, zwei Gründe, weshalb sich die Jury für uns entschieden hat. Zunächst einmal ist es die Metamorphose, die Mechelen durchgemacht hat. Keine andere Stadt in Belgien hat in den zurückliegenden fünfzehn Jahren eine derart revolutionäre Wende erlebt. Die Stadt gilt heute als eine der sichersten und saubersten in unserem Land, nirgendwo sonst stößt die Integrationspolitik auf so viel Zustimmung wie hier. Die Stadt ist bei jungen Familien ungeheuer populär, und wir haben offenbar einen gangbaren Weg gefunden, das Zusammenleben in Diversität gemächlich verlaufen zu lassen.

Der zweite Grund hat mit dem Terrorismus zu tun, dem Wahnsinn, der Europa nun schon seit einigen Jahren in Atem hält. Während sich aus Antwerpen und Brüssel einhundert beziehungsweise zweihundert Personen dem Kampf des IS angeschlossen und praktisch alle größeren Städte in Belgien ihre Auslandskämpfer haben, ist unter diesen *foreign fighters* niemand aus Mechelen. In Vilvoorde, einem Städtchen mit 44 000 Einwohnern in kaum zehn Kilometern Entfernung von Mechelen gelegen, gab es 28 Personen, die den Terroristen folgten. Und das mittlerweile weltberühmte Molenbeek liegt weniger als zwanzig Kilometer von Mechelen entfernt. Trotzdem hat sich niemand aus unserer Stadt den IS-Kämpfern angeschlossen. Statistisch ist das wenig stichhaltig, denn Mechelen ist nach Vilvoorde prozentual die marokkanischste Stadt Flanderns. Einer von fünf Bürgern der Stadt ist ein Muslim.

Die auffallende Wiederauferstehung Mechelens und die bemerkenswerte Tatsache, dass wir unsere Kinder gegen den Lockruf des IS schützen konnten, hat sowohl im In- als auch im Ausland sehr viel Aufmerksamkeit erregt.

Im vorliegenden Buch versuche ich zu erklären, wie wir dabei vorgegangen sind, vor allem aber, welcher Ansatz mir im Kampf gegen Terroristen der richtige zu sein scheint und wie wir aus Diversität und Migration einen Erfolg machen können. Ich tue dies nicht, um mich selbst zu loben, sondern in der Hoffnung, dass unser Ansatz andere inspirieren kann. Kein klassisch linker oder rechter Diskurs, sondern ganz und gar *out of the box*. Meine Botschaft ist keine Theorie und auch kein Wunschdenken, sondern sie beruht auf den Realitäten einer Stadt und einer Strategie, die Früchte abwirft. Es ist keine Geschichte von Rufern, sondern eine von Machern. Was kann das höchste Bestreben einer Stadt sein? Ein Leuchtturm der Hoffnung zu sein, der Beweis, dass ein Zusammenleben funktionieren kann.

Bart Somers
Bürgermeister

Einleitung

Lehren aus der Vergangenheit

Paderborn, 1944

6. Oktober 1944. Ein grauer Herbsttag in einer zerstörten Stadt in Deutschland. Hitler verliert an allen Fronten. Auf dem Soldatenfriedhof werden routinemäßig dreimal Schüsse abgefeuert. Ein letzter Ehrensalmut. Vögel flüchten davon. Eine Familie steht rund um das frische Grab eines fünfzehnjährigen Jungen. Tief erschüttert. Weit weg von Flandern, ihrer Heimat. Deutsche Soldaten singen unbeholfen das alte «Vaarwel mijn broeder», das sie sich eigens für ihren Kameraden Jan beigebracht haben. Ein Junge, der der deutschen Kriegsmaschinerie einverleibt und als eine der letzten Reserven in eine Uniform gesteckt worden war. Jan, kaum im Jugendalter, sollte mit anderen den Flughafen Lippstadt bewachen, Kugelmagazine für die Flaks, die Flugabwehrkanonen, heranschaffen. Er versuchte auf die letzte Straßenbahn aufzuspringen, stolperte jedoch über seinen viel zu großen Soldatenmantel und verunglückte. Vater und Mutter stehen zusammengesunken da, krank vor lauter Kummer, verzweifelt. Von ihrem anderen Sohn Karel haben sie schon eine ganze Weile nichts gehört. Er kämpft an der Ostfront. Lebt er noch? Vater Lodewijk ist ein gebrochener Mann. Er wird sich nie wirklich davon erholen. Sein jüngster Sohn Joos hält seine Hand fest. Er ist acht Jahre alt. Untröstlich, nun, da sein Lieblingsbruder und großes Vorbild gestorben ist. Solange er lebt, wird das Foto von Jans Grabstein auf seinem Schreibtisch stehen. Joos ist mein Vater, Jan der Onkel, den ich niemals kennengelernt habe.

Vater Lodewijk, vierundvierzig Jahre alt, blickt auf sein Leben zurück. Wie konnte es verdammt noch mal so weit kommen? Dass seine Jungs Uniformen tragen? Dass sie – noch Kinder – in einem grausamen Krieg mitkämpfen? In einem Land, das nicht das ihre ist? Der Radikalismus, der alles aufs Spiel setzt, seinen Sohn umbrachte und alles zerrüttet – wie ist er in diesen Wahnsinn hineingeraten? Er, ein gläubiger, anständiger und sozial en-

gagierter Lehrer, Regisseur eines Amateurtheaters, stolzer Autor eines niederländischsprachigen Reiseführers über Brüssel, mit kaum einundzwanzig Jahren Schulleiter in Laken. Ja, er hat sich von klein auf für die flämische Sache eingesetzt. Er arbeitete mit ganzem Herzen an der Stärkung der kulturellen Entwicklung seines Volkes, an seiner politischen Emanzipation. Wütend auf den belgischen Staat, der das Opfer flämischer Ysersoldaten, also der Soldaten, die im Ersten Weltkrieg an der Yserfront gegen die deutschen Truppen gekämpft hatten, mit Füßen trat. So wurde Lodewijk Somers Mitglied des 1933 gegründeten Vlaamsch Nationaal Verbond, einer nationalistischen und faschistischen Partei, die im Zweiten Weltkrieg mit den deutschen Besatzern kollaborierte. Denn er wollte gegen die Diskriminierung kämpfen, der die Flamen in der Armee, der Verwaltung und im Bildungswesen ausgesetzt waren. Er setzte sich für die flämische Selbstverwaltung ein und stritt dafür, dass Flandern die Rolle spielte, die ihm zukam. Und dann – in den Krisenjahren, den trüben Jahren voller Unsicherheit – überstürzten sich die Ereignisse. Die Frustrationen über Unrecht und Zurücksetzung, seine Enttäuschung über die Trägheit der Politik, die beständigen Agitationen derer, die zur Aktion aufriefen und für die alles viel zu halbherzig vorstattenging, der Lockruf immer radikalerer Lösungen. Er wurde von der neuen Ordnung verführt, die Demokraten für Schlappschwänze hielt und im neuen Deutschland das Vorbild sah: kraftvoll, klar und kompromisslos. Im Krieg wurde er in die Kollaboration hineingesogen. Denn Flandern musste sich seinen Platz im neuen Europa verdienen, unter der Führung Hitlerdeutschlands. Es war eine Zeit, in der man nicht abseits stehen konnte. «Wer nicht kämpfen wollte, sollte auf den Knien durchs Leben gehen.» Und dann – als sich das Kriegsglück längst gewendet hatte – ging der älteste Sohn, kaum neunzehn, an die Ostfront. Gegen den Willen Lodewijks, denn der Zweifel hatte bereits zugeschlagen. Und da war natürlich auch die Angst vor dem Verlust seines Kindes gewesen. Doch Karel ging, für Flandern und für Jesus Chris-

tus. Nicht mehr als ein wenig Kanonenfutter für ein wahnsinniges Gedankengut, das von Über- und Untermenschen. Missbraucht von einer Ideologie, die alle Menschenrechte mit Füßen trat, jede Menschlichkeit verleugnete. Ein Regime, das Millionen Menschen ausrottete, weil sie als Juden oder Zigeuner geboren worden waren. Eine Gesellschaftsvision, gebaut auf dem irrsinnigen Glauben an eine Hierarchie der Rassen – nicht nur eine zwischen Weiß und Schwarz, sondern auch eine zwischen «Germanen» und «slawischen Völkern». Heute erscheint es uns nur noch lächerlich, doch damals scharten sich in ganz Europa Millionen hinter die Fahne. Wenngleich auch nicht jedermann mit allem einverstanden war: Ihre Grundideen – die Ablehnung der Demokratie, die Ungleichheit zwischen den Menschen – wurden von vielen mit offenen Armen empfangen. In einem Zeitraum von kaum zehn, fünfzehn Jahren konnte eine Reihe randständiger politischer Sonderlinge einen ganzen Kontinent in Brand setzen. Ein Dante'scher Wahnsinn, der sechzig Millionen Tote forderte. Ein gruseliger europäischer Bürgerkrieg. Heute fragen wir uns: Wie war es möglich? Wer kann bloß derart extremen Ideen anhängen? Der Gräuel des IS ist aus historischer Perspektive leider kein neues Phänomen.

Berlin, 1989

Wir lümmelten im Keller unseres Studentenwohnheims herum, unbekümmerte Kinder des Wohlfahrtsstaats. Im Fernsehen lief CNN, ein brandneuer Sender mit – unglaublich für die damalige Zeit – Nachrichten rund um die Uhr! Irre, fanden wir. Globalisierung bis ins Wohnzimmer hinein. Der richtige Hintergrund für heftige und endlose Diskussionen. Bis plötzlich bestürzende Nachrichten auf dem Bildschirm erschienen. Menschen versammelten sich an der Mauer nahe dem Brandenburger Tor, dem Symbol eines geteilten Europas, der physischen Grenze zwischen Freiheit

und totalitärem Denken, zwischen Demokratie und Diktatur, Menschenrechten und Unterdrückung. Die Mauer der Schande. Die Menschen schrien, johlten und skandierten, die Mutigsten hackten verbissen mit Hämmern auf die Mauer ein. Die Gruppe der Demonstranten schwoll an, zunächst langsam, doch dann kamen die Menschen in immer größerer Zahl. Die Vopos, die verhassten ostdeutschen Grenzschrützer, standen fassungslos da und beobachteten das Ganze. In der Vergangenheit hatten sie jeden, der über die Mauer klettern wollte, einfach erschossen. Insgesamt waren auf diese Weise 138 Menschen ermordet worden, Landsleute, ohne Gnade. Doch jetzt blieb das Telefon still. Es kamen keine Befehle mehr. Die gestählten kommunistischen Kader wussten nicht mehr, wie sie den Drang nach Freiheit, nach einem Leben in Würde, eindämmen konnten.

Schon seit Monaten war Osteuropa in Bewegung. Zuerst mit der Solidarność in Polen. Ausgerechnet die Elitetruppen des Proletariats, die Arbeiter der Schiffswerften in Danzig, lehnten sich gegen die Kommunisten auf, die vorgaben, ihnen zu dienen. Unter der Führung eines charismatischen, unerschrockenen Mannes mit einem Schnauzbart: Lech Wałesa. In Russland war ein gewisser Gorbatschow an die Macht gekommen. Er ließ einen frischen Wind wehen. Glasnost, Perestroika. Es gab Raum für Selbstkritik, abweichende Stimmen wurden nicht länger in psychiatrische Anstalten weggeschlossen. Doch schon bald verlor er die Kontrolle über die Veränderungen, die er in Gang gesetzt hatte, die er in Gang hatte setzen *müssen*, denn das kommunistische Experiment war bankrott. Es konnte nicht mehr mit jenem anderen System wetteifern, das auf Freiheit und Demokratie gebaut war. Als Gorbatschow die Tür einen Spalt öffnete, ergriffen die Menschen ihre Chance. Sie begnügten sich nicht mit ein bisschen Liberalität. In allen osteuropäischen Ländern wurde der Ruf nach Freiheit, Demokratie und Respekt vor den Menschenrechten immer lauter. Die Basis kommunistischer Regimes wurde hinweggefegt. Der Höhepunkt dieser Freiheitsbewegung spielte sich an

diesem Abend und vor unseren Augen auf dem neuen Sender CNN ab.

Wir waren jung und ungestüm. Engagierte Studenten, die bei keiner einzigen Debatte fehlten, sich an Demonstrationen beteiligten oder – wenn wir anderer Meinung waren – die Gegen-demonstrationen organisierten. Wir lasen, diskutierten und agitierten: mit viel Sturm und Drang und wenig Nuancen. Wir sahen das Heraufdämmern einer neuen, hoffnungsvollen Zeit.

«Wir müssen nach Berlin, dort wird Geschichte geschrieben.» Zwölf Stunden später standen wir am Checkpoint Charly, mitten in einem völlig berauschten Meer von Menschen. Wir hämmerten mit auf die Mauer ein, hießen die kleinen Trabants voller Osis, wie die Ostdeutschen damals genannt wurden, willkommen. Wir sahen, wie sich die zu Tränen gerührten Deutschen in die Arme fielen, manche jahrzehntelang durch die Mauer getrennt. Wir waren ergriffen von all den vielen Emotionen. Mädchen in niederländischer Kleidertracht teilten im Namen ihrer Regierung Tulpen an all jene aus, die die Grenze zur Freiheit überschritten. Wir sahen die Uneigennützigkeit derer, die einem unbekanntem Ostdeutschen spontan einen nagelneuen Fernseher kauften, einfach weil dieser mit offenem Mund ins Schaufenster unseres westlichen Überflusses gestarrt hatte. Und nachts, als wir, müde von dieser Orgie des Glücks, der Befreiung und der Solidarität, nach einem Schlafplatz suchten, waren alle U-Bahnstationen rappellvoll mit Menschen. Menschen, die nie wieder zurück in diese abscheuliche Welt der Unfreiheit wollten und Angst hatten, dass es nur ein Traum für *einen* Tag sein könnte. Die fürchteten, dass russische Panzer dem Märchen morgen ein Ende bereiten würden, wie sie dies schon so oft getan hatten: in Budapest 1956, in Prag 1968 und 1983 noch in Polen.

Schließlich fanden wir in einer abgelegenen U-Bahnstation ein Plätzchen, um unseren Schlafsack auszurollen. Am Morgen danach – wir waren noch gar nicht richtig wach – spazierte ein Vater mit seiner kleinen Tochter an unserem Schlafplatz vorbei. Man

sah an ihrer Kleidung, dass sie aus Ostdeutschland kamen. Verwundert fragte das Kind seinen Vater: «Papi, was ist das?» «Liebling», antwortete der Vater, «das, das ist Freiheit.»

Manche Menschen behaupten, mit einer politischen Überzeugung geboren zu sein. Ich habe die meine gesucht: Ich habe mich auf den Liberalismus hin entwickelt. Durch das Studium und die Debatte, mit dem Kopf und dem Herzen. So etwas ist ein Prozess, oft mäandernd, eine Evolution, die andauert, solange man nicht aufhört, Fragen zu stellen. Wenn man mich jedoch fragt, wann ich definitiv den Liberalismus in die Arme geschlossen habe, dann war es dieser Morgen des 10. November 1989. Damals, nach dem Bad in dem Meer aus Tausenden von Menschen, die den Eisernen Vorhang niederrissen, einem Meer der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, mit dem unaufhaltsamen Drang nach Freiheit, wusste ich mit Gewissheit, dass ich mit jeder Faser meines Körpers ein begeisterter Befürworter einer liberalen Gesellschaft war. Seither hat das Wort «Freiheit» ein wenig den Klang jenes Vaters und seiner Tochter.

Es brach eine Zeit der Hoffnung an, Jahre des Wohlstands und eines starken Wirtschaftswachstums, die Clinton-Jahre. Mauern wurden eingerissen. Europa stand kurz davor, eins zu werden, und die Welt würde folgen. In allen Erdteilen sollten Diktaturen den Werten der Freiheit und der Demokratie weichen, auf allen Kontinenten waren die Menschenrechte auf dem Vormarsch. Es war die Zeit einer nie zuvor gesehenen Einheit und eines nie da gewesenen Fortschritts. *Alle Menschen werden Brüder*. Armut und Unterdrückung? In Kürze Geschichte. Es konnte gar nicht anders sein, denn der einzige wirkliche Herausforderer des freien Marktes und unseres demokratischen Rechtsstaats, der Kommunismus, war tot und begraben. Es gab keine Konkurrenten unseres westlichen Gesellschaftsmodells mehr. Lediglich hoffnungslose Rückzugsgefechte einiger weniger in entlegenen, unterentwickelten Ecken dieser Welt. Das 21. Jahrhundert kündigte sich an, strahlend und hell.

Mechelen, im Mai 2016

Samstagnachmittag, 14. Mai, in meinem Büro im Rathaus von Mechelen. Vater und Mutter B. sind gerade gegangen. Ich denke über ihre Geschichte nach: zwei Menschen mit marokkanischen Wurzeln, doch bereits seit über vierzig Jahren echte Mecheler: rechtschaffene, einfache und gute Leute. Die Geschichte ihrer Tochter, einer vielversprechenden Studentin, die jedoch über das Internet in die Fänge eines der Sharia4Belgium-Anführer geraten war, hatte kürzlich für Schlagzeilen gesorgt. Im Alter von zwanzig Jahren kündigte sie plötzlich an, dass sie einen dieser Kerle heiraten wolle. Fünf Tage später verließ sie ihr Zuhause, zog nach Antwerpen und brach völlig mit ihrer Familie. Das war im Jahr 2008 gewesen, lange bevor der IS-Wahnsinn begonnen hatte. 2013 wandte sich der Vater dann von sich aus an die Polizei, weil er gehört hatte, dass seine Tochter in Syrien sei. Er zeigte sie an, denn er wollte nichts mit diesem Extremismus zu tun haben. Doch nun, da diese Geschichte Schlagzeilen macht, sorgen sich die Eltern um die Zukunftschancen ihrer anderen Kinder. Werden sie nicht darunter leiden? Oder ihren Job verlieren? Ihr Kummer berührt mich. Als Vater kann ich mir vorstellen, wie groß das Leid sein muss. Ihre Ohnmacht, ihre Wut auf die Typen, die aus ihrem Glauben etwas Schreckliches machen. Die tiefe Enttäuschung über sie, ihre Tochter, einst ihr Augenstern, noch immer ihr Fleisch und Blut. Was sollen sie machen? Was können sie tun? Erst die schneidende Gewissensnot und dann die verzweifelte Entscheidung, die eigene Tochter anzuzeigen. Und jetzt, nach diesem Zeitungsartikel, die Angst vor den Rückwirkungen auf die anderen Kinder. Die Furcht vor der Isolation, die öffentliche Schande. Wir saßen da, in meinem großen Büro im Rathaus, dieser Vater und diese Mutter. Ich als ihre letzte Zuflucht. Das Einzige, was ich spüren konnte, war ihr tiefer Kummer, menschliche Verbundenheit, Solidarität. Alle drei waren wir Mecheler, alle drei Eltern.

Ich sitze nun da, allein. Aus dem Konzept gebracht. In den zurückliegenden Monaten hat mich der extremistische Wahnsinn in Atem gehalten, mehr als mir lieb ist. Von der hoffnungsvollen Einigkeit aus meiner Studentenzeit ist nicht viel übrig geblieben. Die Vorhersage, dass nach dem Fall der Berliner Mauer alle unsere Art zu leben mit Begeisterung übernehmen würden, hatte sich als Utopie erwiesen. Wir werden erneut mit Menschen konfrontiert, die unsere Gesellschaft radikal ablehnen, erneut, da andere schon vor ihnen da gewesen sind: die Kommunisten im Kalten Krieg oder die Nationalsozialisten in den 1930er-Jahren. Sie wollen nichts von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit oder Menschenrechten wissen, mehr noch, sie hassen unsere Gesellschaft, wollen sie vernichten und durch ihr Modell ersetzen. Und was so schwer zu begreifen ist: Sie finden hier bei uns Anhänger, Verbündete. Jugendliche, die hier geboren und aufgewachsen sind, aber völlig unter dem Einfluss des Extremismus stehen. Sie setzen dafür alles ein, buchstäblich ihr eigenes Leben. Sie respektieren keine moralischen Regeln, keinerlei Menschlichkeit. Ihr Ehrgeiz besteht darin, uns so grausam wie möglich zu treffen, so viele unschuldige Menschen wie möglich umzubringen, und das mit einer erschütternden Brutalität.

Zu Hause, im Sommer 2016

Was in Gottes Namen (sic) ist bloß los? Was kann man tun, um den Extremismus außen vor zu halten? Um zu verhindern, dass er Jugendliche indoktriniert und rekrutiert? Wie stoppt man den Wahnsinn? Und was passiert mit unserer Freiheit und Sicherheit? Darum geht es in diesem Buch.

In den zurückliegenden Monaten ist bezüglich dieser Frage viel Tinte und Speichel geflossen, auch im belgischen Parlament. Es wurden sinnige Dinge gesagt, häufig wurde aber auch nur wild herumgackert. Jeden Tag gab es eine neue Idee, je schärfer,

umso besser. Und regelmäßig entgleiste die Debatte in bitteren Vorwürfen, gegenseitigen Schuldzuweisungen und simplifizierender Kriegsrhetorik. Extremisten rochen Blut, Populisten Wählerstimmen. Viele suchten den kurzfristigen Effekt, das zündende Zitat.

So gelangen wir nicht ans Ziel. Die heutige Zeit verträgt keine Unbesonnenheit. Wir brauchen dringend eine kohärente Vorgehensweise, kein Bombardement unüberlegter Bemerkungen, sondern eine Strategie, die die Probleme von der Wurzel aus angeht, nicht indem sie den lautesten Schreihälsen nach dem Mund redet, sondern indem sie entschlossen einen Weg aufzeigt. Das Untergangsgedanken ist vorbei. Denn Kriegsrhetorik und schwarzseherischer Pessimismus sorgen nur für noch mehr Angst und Unsicherheit. So bekommen diejenigen, die Hass säen, freie Fahrt, und dann wird alles nur noch schlimmer. Einer kohärenten Strategie gelingt gerade das Umgekehrte: einen Weg aufzuzeigen, der Hoffnung und Perspektive bietet, Optimismus und Vertrauen vermittelt. Uns fehlt ein inspirierender Ansatz, der Menschen näher zueinander bringt, statt sie untereinander zu spalten, und der zugleich unsere Rechte und Freiheiten stärkt, anstatt sie auszuhöhlen.

Dieses Buch, das ich vor dem Hintergrund meiner Erfahrung als Bürgermeister geschrieben habe, versucht eine solche kohärente Strategie aufzuzeigen. Sollte Mechelen des Öfteren auftauchen, will ich mich gern dafür entschuldigen. Meine Stadt ist weit davon entfernt, ein Eldorado der Diversität zu sein, aber fünfzehn Jahre der Arbeit vor Ort in einer multikulturellen Stadt bieten nun einmal einen Kontext, der für andere inspirierend sein kann. Die konkreten Beispiele geben dieser Geschichte Fleisch und Blut. Sie werden keine Aufzählung konkreter Maßnahmen finden oder fix und fertige Gesetzesvorlagen, sondern eher eine Richtung, eine Methode und einen Stil, denen wir meiner Meinung nach folgen müssen, wenn wir erfolgreich sein wollen. Ein Ansatz ohne Tabus und heilige Kühe. Es ist kein parteipolitisch gefärbtes

Buch. Ich schreibe es zwar als Liberaler, das versteht sich von selbst, jedoch in dem ausdrücklichen Bestreben, eine breitere Basis für diese Gedanken zu finden. Wer nach den Denkmustern der Vergangenheit lebt, wird sich oft unbehaglich fühlen. Wer sich für die ausgetretenen Pfade der Links-Rechts-Gegensätze entscheidet, wird sich immer wieder ärgern. Mein Ansatz bürstet hier und da die Dinge gegen den Strich, das ist nicht zu ändern. Die Lösungen von gestern bieten uns nun einmal keine Hilfe, wir müssen daher mutig neue Wege einschlagen, uns von alten Mustern befreien. Denn unser Kampf gegen den IS ist auch ein Kampf gegen uns selbst: gegen unsere Angst, unsere Vorurteile und unseren Mangel an Vertrauen.

Ein richtiger Ansatz ist übrigens oft kontraintuitiv, das Gegenteil dessen, was wir uns in unserer Empörung, unserer Wut und unserer Angst spontan wünschen würden. Schlüsselbegriffe für den Erfolg im Kampf gegen einen gewalttätigen Radikalismus sind häufig milder konnotiert, als man erwarten könnte: Empathie, Solidarität, Verwundbarkeit, Vertrauen. Niemals naiv, sondern klug. An anderer Stelle müssen wir dann wiederum entschlossener sein und mit mehr Überzeugung und Ausdauer unser Zusammenleben und seine Prinzipien verteidigen.

Diese globale Strategie appelliert nicht nur an den Staat, sondern sie beinhaltet eine ausdrückliche Aufforderung an jeden Einzelnen in unserer Gesellschaft, einen Appell an Sie persönlich als Bürger. Der Staat kann dies nicht allein zu einem guten Ende bringen, wer darauf zählt, täuscht sich in der Natur unseres Gegners, im Wesen der Herausforderung. Jeder Bürger wird seinen Teil zum Gelingen beitragen müssen: als Elternteil, Mitbürger, Nachbar, Kollege oder als Familienmitglied. Das Verharren am Spielfeldrand ist keine Option.

Machen wir uns nichts vor: Absolute Sicherheit kann ich nicht garantieren, das kann niemand. Doch ich glaube, dass der vorgeschlagene Ansatz die meisten Chancen auf eine freie und sichere Zukunft für unsere Kinder garantiert. Fünfzehn Jahre als Bürger-

meister in einer Stadt mit 128 Nationalitäten haben mich optimistisch gemacht. Vieles ist möglich. Das Zusammenleben ist möglich. Unter der Voraussetzung, dass wir tun, was nötig ist. Unter der Voraussetzung, dass wir dies vor allem *gemeinsam* tun.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de